

folgende Erklärung: Ein sehr spezielles Wort am Ende setzt nur einen Impuls. Je allgemeiner das letzte Wort ist, um so mehr verlangt es nach stufenweiser Interpretation, ein solches Wort ist *paes*.

Lehrer gibt nun eine kurze Erklärung zu *Alauda*, versucht, die Mehrdeutigkeit des Namens plastisch werden zu lassen. Es wird auch schon angesprochen, dass sich wohl beide aufputzen, um bei ihren Bediensteten anzukommen.

Nun folgt die Frage: Wenn sich beide schon das Fremdgehen (Anknüpfen an die Fremdgerchen ist möglich) vorwerfen, warum denn in der Verkleinerungsform? Wie soll man denn das verstehen: beim dicksten Ehekrach Verniedlichungen? Die Schüler spekulieren hier oft Eifersucht und Neid. Die Frage kommt an die Schüler zurück: Wenn beide ihre Liebschaften haben, warum haben sie sich dann etwas vorzuwerfen? Die Schüler kommen mit etwas Hilfe (Hinweis auf die Deminutive) darauf, dass beide bei ihrem Personal nicht landen können und ihren Ärger und die Enttäuschung bei dem anderen abladen. Nun geht der Lehrer zu dem Endwort *paes* und erarbeitet mit den Schülern die einzelnen Stufen, die Klasse kommt zu einer Enddeutung.

#### Anmerkungen:

- 1) Zum Einzeldistichon siehe besonders M. Lausberg, Das Einzeldistichon (*Studia et testimonia antiqua*: 19), München 1982.

- 2) U. Joepgen, Wortspiele bei Martial, Diss. Bonn 1967, 130f., kurze Erwähnung; M. Bowie, *Martial Book XII: A Commentary*, Diss. Oxford 1988, 280-282, Belegstellen und einige Erklärungen, kaum Deutung; Bowie spricht des öfteren von Witz, ohne zu erklären, was denn komisch sein soll; in der Fachdidaktik wird nach Kenntnis des Verfassers das Epigramm nicht erwähnt.
- 3) Siehe zu der Wortbildung R. Kühner – C. Stegmann, *Grammatik der Lateinischen Sprache (Erster Teil)*, Hannover 1971, §223c (984) und §222 (976). Bei Sen. ben. 1,9,4 belegt. Zu der Bewertung von Sexualität zwischen Herr(in) und Sklaven in der Antike siehe Bowie (o. Anm. 2).
- 4) Zu metrischen Aussagen im weiteren vgl. besonders H. Drexler, *Einführung in die römische Metrik*, Darmstadt 1987, hier 93.
- 5) Nur hier bei Martial belegt.
- 6) Bei dem Mann klingt wohl auch das Impotenzmotiv, bei der Frau das Vetulamotiv an.
- 7) Siehe zu dem Namen besonders A. Walde – J.B. Hofmann, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch (Erster Band)* 1972, 26. Hier Erklärung und retardierendes Moment zugleich.
- 8) Nach der gallischen Legion Caesars (so benannt von den Federbüschen, die sie auf den Helmen als Schmuck trugen, vgl. Suet. Caes. 24,2).
- 9) Die didaktische Umsetzung soll hier nur schlagwortartig skizziert werden. Die Interpretation ist ab der 11. Jahrgangsstufe geeignet.
- 10) Lehrer kann auch das Bild einer *lectica* zeigen, vielleicht gleich mit Erklärung: *lecticarius servus est, qui lecticam defert* (Bild aus H. Koller, *Orbis Pictus Latinus*, Zürich und München 1987, 251).

MICHAEL WENZEL, Friedberg

### Gräzistisches aus heutiger Sicht (3)

Mit dem folgenden Beitrag schließen wir die in *FORUM CLASSICUM* 4/2003 (S. 216f.) begonnene und in Heft 1/2004 (S. 25ff.) fortgesetzte Serie von insgesamt zehn kleineren Studien unseres hochgeschätzten Kollegen Dr. HEINZ MUNDING ab, der am 15. Januar 2004 verstorben ist. (Vgl. den Nachruf von KLAUS EYSELEIN in *FC* 1/2004, S. 35f.)

#### (VIII) Zur Geschichte des menschlichen Wissenstriebes (1990)

Die Griechen zeigen, worin, wenn man einmal von dem elementaren Motiv der Neugier absieht, eine frühe und für die Entwicklung des Menschen

offenbar nicht unwichtige Funktion des rationalen Wissenswollens bestand: in der Befreiung von abergläubischer Furcht vor bedrohlichen Naturerscheinungen (wie Sonnenfinsternissen, Blitzen, Donnern u. dgl.). Zwar blieb diese Funktion bei den ersten griechischen Naturphilosophen, den sogenannten Vorsokratikern, noch mehr oder weniger latent; es überwog hier noch die schöpferische Freude am Entwurf grandioser Kosmologien. EPIKUR aber hat dann, nach der „Unterbrechung“ durch PLATON und ARISTOTELES den vorsokratischen Faden wieder aufnehmend, die Sache klar herausgestellt und ihr den für die griechische Spätzeit typischen eudämonistischen

Akzent gegeben (Beispiel: wenn es donnert, dann zielt damit kein Gott auf irgendwelche Übeltäter, sondern das Geräusch hat seine natürliche Ursache, z. B. das Zerreißen oder das Sichaneinanderreiben von Wolken; wenn man sich nun in einem solchen Falle sofort vor Augen hält, dass es sich um nichts weiter als um die Folge einer Ursache handelt, so bleibt man in seiner Seelenruhe unerschüttert). Es lag dann allerdings auch in der Natur der Sache, dass man mit einem solchen „befreienden“ Philosophieren nicht nur den Aberglauben überwinden, sondern auch in Gegensatz zur Religion geraten konnte (siehe LUKREZ!).

Doch zur Erklärung der späteren Weiterentwicklung des menschlichen Wissenstriebes reicht dieses „Befreiungs“-Motiv offenbar nicht aus. Denn wenn z. B. die heutigen Physiker, mithilfe ihrer gigantischen Apparaturen, wieder einmal ein neues Elementarteilchen zu den bisher schon bekannten hinzuentdecken, so wäre es offenbar grotesk zu sagen, damit würde wiederum unsere Furcht vor unerklärten Naturerscheinungen um ein weiteres Stück vermindert. Es müssen also inzwischen andere Motive bzw. Funktionen des Wissenswollens hinzugekommen sein – z. B. ein „faustischer“ Drang zur Erkenntnis und (vor allem) zur *B e h e r r s c h u n g* der Natur.

Freilich: auch der Begriff des „Faustischen“, wie ihn vor 70 Jahren OSWALD SPENGLER im Anschluss an die goethische Gestalt geprägt hat, passt inzwischen auf heutige Forscher nur noch mit Einschränkung. Die Sache hat sich im Verlauf der europäischen Neuzeit und besonders seit dem 19. Jahrhundert gewissermaßen immer mehr verengt und zugespitzt: unsere Naturwissenschaftler und Techniker sind allenfalls noch bei ihrer beruflichen Tätigkeit als *S p e z i a l i s t e n* faustisch, während sie ansonsten, wie andere Leute auch, ihre mehr oder weniger zufälligen persönlichen und privaten Neigungen kultivieren. ROBERT MUSIL hat das seinerzeit an der Gestalt des Ingenieurs, der einerseits imponierend „kraftvolle“ Gedanken hegt, andererseits aber auf seiner Weste seltsam geschwungene Uhrketten oder in seiner Halsbinde bizarre Busennadeln mit Hirschzähnen trägt, sehr eindrucksvoll verdeutlicht (in: *Der Mann ohne Eigenschaften*, 1. Buch, Kap. 10).

Das „Allzumenschliche“ der modernen Fauste ändert jedoch nichts daran, dass sich die speziellen beruflichen Leistungen, die sie trotzdem (oder gerade deswegen) vollbringen, höchst wirkungsvoll miteinander *v e r z a h n e n*.

### **(IX) „Qualitative Sprünge“ in der europäischen Geistesgeschichte (1997)**

In AU 1/1995 schrieb PETER WÜLFING auf S. 14: „Es trennen uns von ihr (= der Antike) die Stufen, die durch Christentum, Renaissance, Entdeckungen und Reformation, durch die Aufklärung des DESCARTES bis KANT, durch die Entwicklung der autonomen Vernunft und des autonomen Individuums, durch das Entstehen der ‚voraussetzungslosen‘ und ‚wertfreien‘ (Natur-)Wissenschaften markiert sind. Dabei handelt es sich nicht um eine stetig-graduelle Steigerung, um eine Entwicklungslinie, auf der man gedanklich sozusagen hin- und zurückgleiten könnte. Es handelt sich um *q u a l i t a t i v e* *S p r ü n g e*, hinter die wir nicht mehr zurückgelangen. Wir stehen unwiderruflich diesseits dieser Stufen und kommen an der Wahrheit nicht vorbei, dass kein ererbtes Menschheitsproblem sich mehr in der Form stellt, wie es sich einst stellte.“

Dies deckt sich weitgehend mit den Ansichten, die ich selbst im „*Auxilia*“-Band 12 (1985) und in „*Antike als Gegenbild*“ (1990) vertreten habe. Verwundern kann das schon deshalb nicht, weil Wülfing und ich im Jahre 1992 in einem regen brieflichen Gedankenaustausch über dieses Thema gestanden haben.

Aber dabei waren wir eben nur „Spezialisten“: Geisteswissenschaftler, die sich Gedanken über eine rund 3000 Jahre umfassende europäische Geistesgeschichte machten. Es wäre offenbar zu optimistisch, anzunehmen, dass solche Gedanken von der Mehrzahl unserer europäischen Zeitgenossen nachvollzogen werden könnten (um von den *nicht*-europäischen Zeitgenossen nicht zu reden). Denn die sind heute so verstrickt in ihre (ihnen von unserer derzeitigen Industriekultur zudiktierten) praktischen Interessen, dass eine rückwärtsgewandte „kulturelle Anamnese“, also etwa eine nochmalige Vergegenwärtigung unserer Prägung durch das Christentum oder durch die

Aufklärung des 18. Jahrhunderts, aus psychologischen Gründen als reichlich unwahrscheinlich gelten muss. Man kann also nur sagen, dass den Zeitgenossen jene geistesgeschichtlichen Stufen unbewusst „im Leibe stecken“ und sich für sie zu einem nur noch schwer entwirrbaren Amalgam verschmolzen haben.

**(X) Ein zukunftsträchtiges Gedankenexperiment des Aristoteles (Politik 1253 b 33 ff.) (1998)**

Zunächst den vorausgehenden Kontext in freier Wiedergabe:

Was nun die Einteilung der Werkzeuge („*organa*“) betrifft, so gibt es entweder unbelebte oder belebte. Z. B. für den Schiffskapitän ist das Steuerruder ein unbelebtes, der Steueremann hingegen ein belebtes Werkzeug (denn letzterer ist ja als menschliche Hilfskraft funktionsanalog zu einem Werkzeug). – Auch Sklaven sind belebte Werkzeuge (beziehungsweise, wirtschaftlich gesprochen) ein „belebter Besitz“.

Und hieran schließt nun ARISTOTELES den für uns Moderne so frappierenden Satz, der aber für ihn selber offenbar nichts weiter als ein eingeschobenes Gedankenexperiment war:

„Angenommen nun einmal, dass jedes Werkzeug von selber (wörtlich: „automatisch“) seine Arbeit verrichten könnte, wie das ja in unseren mythischen Erzählungen von gewissen kunstvollen Apparaten (genauer: von beweglichen Dreifüßen) des Dädalus oder des Hephäst berichtet wird; wenn also etwa [um jetzt mal zwei Beispiele aus unserer jüngeren Arbeitswelt zu wählen] die Weberschiffchen selber aufgrund von eigener Voraussicht das Gewebe festschließen oder beim Spiel der Kithara (~ Gitarre) der Schlagring selber [und nicht der Mensch] die Kithara spielte; [wenn also, generell gesprochen, ein solcher Automatismus der Werkzeuge technisch möglich wäre]: dann bräuchten die Architekten keine Handwerker und die Herren keine Sklaven mehr.“

([ ] = Zusätze von H.M.)

HEINZ MUNDING †

## Personalia

### Dr. Gerhard Fink zum 70. Geburtstag

Zu den Protagonisten der Alten Sprachen zählt zweifellos Dr. GERHARD FINK. Am Willstätter-Gymnasium Nürnberg als Lehrer und Seminarlehrer tätig, wirkte er weit über seine Heimatstadt hinaus. Besonders das Fach Latein lag ihm am Herzen, für dessen zeitgemäße Vertretung er seine geniale Phantasie und seinen pädagogischen Elan in vielfachen didaktischen Begründungen und methodischen Vorschlägen zum Einsatz brachte. In dem zusammen mit mir publizierten Buch „Konkrete Fachdidaktik Latein“ (1996) hat er eine knappe Summe gezogen.

Seine große konzeptionelle Stärke bewies er in der Lehrbuch-Didaktik: Er hat die *Cursus*-Reihe mitbegründet, als Autor entscheidend mitgestaltet und zuletzt beim *Cursus Continuus* als Herausgeber verantwortungsvoll mitbetreut. Aus seiner Feder stammen auch bewährte Textausgaben, etwa zu GELLIUS. Als exzellenten Kenner der lateinischen Sprache und eloquenten Redner haben

ihn die Teilnehmer vieler Fortbildungsveranstaltungen, auch auf den Kongressen des Deutschen Altphilologenverbandes, kennen gelernt.

Finks größte Leistung ist jedoch ohne Zweifel in seinen Übersetzungen lateinischer Kerntexte, etwa von OVIDS „Metamorphosen“ in Prosa zu sehen. Mit seiner Nachgestaltung der „schönsten Sagen der Antike“ sowie mit einigen Textsammlungen in Buchform über antike Themen versuchte er auch im Kreise außerhalb der Schule das Interesse für die Antike zu wecken. Den letzteren Aufgaben widmet er sich auch und gerade jetzt in der Zeit seines Ruhestandes mit Erfolg.

Am 29. 11. 2004 feiert Gerhard Fink seinen 70. Geburtstag. Das ist für mich Anlass, ihm für seine hohen Verdienste in der Vertretung der Alten Sprachen *intra et extra muros* persönlich und im Namen des DAV herzlich zu danken. Mit meinen Glückwünschen zu seinem Jubiläum verbindet sich ein kräftiges „*Ad multos annos!*“

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim